

Luisa Binder

EIGENTLICH
SIND WIR
NICHT SO



EIN KAUZIGER
FAMILIENROMAN

KNAUR*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knauer.de



Originalausgabe August 2015
Knaur Taschenbuch
© 2015 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Leena Flegler
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Stefan Kahlhammer
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51669-0

2 4 5 3 1

*Versuch zu kriegen, was du liebst,
sonst musst du lieben, was du kriegst.*

Frei nach George Bernard Shaw



Das Kassettendeck hustete, als hätte es sich verschluckt. Dann klickte es ein paarmal im Innern des betagten Autoradios – ein Zeichen, dass die Kassette umdrehte. Aus den Lautsprechern knisterte es, bevor ein geschmeidiger Swing-Rhythmus einsetzte, begleitet von einem jazzigen Klavierintro. Wie Fahrstuhlmusik, nur irgendwie heiterer. Marie zog die Handbremse, kuppelte aus und stellte den Motor ab. Mit den Händen auf dem Lenkrad hielt sie inne, schloss die Augen und atmete zweimal tief durch, während Chris Rea die ersten Liedzeilen sang. Jetzt, da sich das Band wieder erholt hatte und ruckelfrei lief, konnte man sogar den Text verstehen: »I'm driving home for Christmas ...«

Marie schaltete das Autoradio aus. Ein Weihnachtslied im August! Nach Hause fahren – ganz ohne Geschenke, dafür aber mit dem gesamten Hausstand im Kofferraum. Willkommen in Langweiler, einem Kaff bei Idar-Oberstein irgendwo im Hunsrück.

In ihrer Tasche piepte es. Marie steckte die Hand hinein und zog das Handy heraus. Keine Nachricht, aber nur noch drei Prozent Akku und kein Empfang. Das könnte auch die Beschreibung meiner letzten Monate sein, dachte sie und löste den Sicherheitsgurt.

Die Stimme ihres Vaters klang ihr schon in den Ohren. Was machst du denn hier? Wie, du ziehst hier wieder ein? Vorübergehend? Wie lange soll dieses Vorübergehend denn sein? Und ihre Mutter würde sagen: Schön, Mäuschen, du

bist wieder da. Dann machen wir es uns jetzt richtig gemütlich.

Widerwillig hievte Marie die müden Glieder aus dem mintgrünen Fiat Panda, zog ihre große Umhängetasche vom Beifahrersitz und drückte leise die Autotür ins Schloss. Es war mitten in der Nacht, und sie kam nach zehn Jahren wieder nach Hause zurück – richtig zurück, nicht nur auf Stippvisite wie sonst gelegentlich. Der Panda war fast genauso voll wie damals, als sie nach dem Abi und dem freiwilligen sozialen Jahr nach Köln aufgebrochen war. Am Tag, der der Beginn ihres neuen Lebens hätte werden sollen, hatten ihre Eltern in der Tür gestanden und ihr hinterhergewinkt. In Empfang nahm sie heute niemand. Das war vielleicht auch besser so. Marie war seit jenem Tag vor zehn Jahren zwar um zahlreiche Erfahrungen und einen Studienabschluss, aber auch um die Erkenntnis reicher, dass das Leben als solches doch unerwartet schwerer war, als sie immer gedacht hatte und als ihre Eltern stets behaupteten. Klar hatte ihr Vater sie wiederholt darauf hingewiesen, dass ein Studium der Kunstgeschichte und Kulturanthropologie, noch dazu auf Magister, nicht gerade nach steiler Karriere klang – es sei denn, man hatte Verwandtschaft bei Sotheby's oder bei den Hottentotten, deren Krempel es zu katalogisieren galt. Auch dass ein Blumenstrauß an unbezahlten Praktika nicht automatisch ein verzücktes Lächeln auf jedes Personalergesicht zaubern würde, hatte er ihr immer wieder prophezeit. Aber es war eben doch etwas anderes, diese Erfahrung selbst machen zu müssen.

Marie öffnete das Türchen im Zaun und schlich auf Zehenspitzen über die steinernen Bodenplatten aufs Haus zu. Die kleinen Kiesel knirschten unter den Sohlen ihrer Zehentreter, und außer dem leisen »Flupp-flupp-flupp«, das die Gummilatschen beim Gehen von sich gaben, war in der Stil-

le nichts zu hören. Eine ganze normale Nacht im Hunsrück – in Köln machten jetzt gerade mal die Supermärkte zu.

So leise wie möglich steckte Marie den Schlüssel ins Schloss, doch kurz bevor sie ihn umdrehte, zögerte sie. Irgendwann, dachte sie und drehte den Kopf zur Seite, um einen Blick auf das handgetöpferte Namensschild zu werfen – »Hier leben, lieben und streiten die Schröders« –, irgendwann muss ich eine falsche Abzweigung genommen haben, und seitdem laufe ich neben dem Weg her, der die anderen zu Glück, Reichtum und Erfolg führt.

Sie seufzte, drehte den Schlüssel um. Die Tür gab keinen Mucks von sich – natürlich nicht, denn wenn es etwas gab, worauf Olaf Schröder den gehobenen Wert legte, dann darauf, sämtlichen quietschenden Türen, Scharnieren und Schlössern im Haus den Kampf anzusagen.

Marie zog die Zehentreter aus und tippelte barfuß die Treppe zum ersten Stock hinauf. Heute Nacht wollte sie niemandem mehr begegnen – nicht ihrer Mutter, die sie seit Wochen nicht mehr zurückgerufen hatte, nicht ihrem Vater, der nichts ahnte von ihren Ex-Mitbewohnern Klara und Luke und der Tatsache, dass man in der WG mehr Wert auf eine Spülmaschine als auf eine nette Mitbewohnerin gelegt hatte.

Sie schlich mit angehaltenem Atem am Elternschlafzimmer vorbei den Flur entlang, bis sie an der letzten Tür zum Stehen kam. Behutsam drückte sie die Klinke hinunter, stahl sich ins Zimmer und atmete erst wieder aus, als sie die mit alten Aufklebern aus Duplo-Riegeln übersäte Tür geräuschlos hinter sich geschlossen hatte.

In ihrem Zimmer war es stickig, das Bett ungemacht. Kein Wunder – ihre Mutter hatte ihr mal prophezeit, sie würde diese Kammer des Schreckens nie wieder betreten, nicht einmal, wenn die Apokalypse unmittelbar bevorstünde und sich in Maries Kinderzimmer die ultimative Waffe gegen den

drohenden Untergang befände. Damals hatte Maries Mutter herausgefunden, dass ihre Tochter die belegten Brote, die sie ihr in der Unterstufe noch jeden Morgen geschmiert hatte, in der Schule nicht etwa aufgegessen, sondern nach Schulschluss in der untersten Schublade ihres Schreibtischs deponiert und sich selbst und den Naturgesetzen überlassen hatte. Was Maries Mutter damals falsch verstanden hatte: Marie wählte die Schublade nicht aus mangelnder Wertschätzung, sondern gerade *weil* sie sensibel genug war zu wissen, dass es nicht die feine Art gewesen wäre, die Brote der Mutter einfach wegzuworfen. Was konnte sie dafür, dass man mit Reformhauslebensmitteln so schlechte Karten an den Tauschbörsen der großen Pause hatte? Ein staubtrockenes Roggendinkel mit einer geschmacklosen vegetarischen Paste wollte nun mal niemand gegen ein saftiges Sesambrötchen mit Salatblatt, zwei Scheiben Gouda und einem halben Ei eintauschen. Das war kein Geheimnis, das war freie Marktwirtschaft. Doch das war Maries Mutter ziemlich egal gewesen – und sie hatte ihr die Geschichte bis heute nicht ganz verziehen. Im Gegensatz zu den vielen anderen kleinen Dingen, die ihre Mutter gerne mal vergaß, konnte sie sich daran sogar noch nach zwanzig Jahren erinnern.

Was besonders bitter an der ganzen Sache war: Nur wenige Jahre später war Marie zu einer echten Umweltaktivistin geworden, mit »Atomkraft? Nein danke«-Aufnähern auf dem grünen Armeerucksack und einer guten Dekade ohne Fleisch. In dieser Zeit hätte sie das Roggendinkel ihrer Mutter gelobt und gepriesen, ehe sie es andächtig verzehrte – aber was wusste man als Zwölfjährige schon über die Qualen des Erwachsenwerdens.

Marie hatte das kleine Zimmer mit ein paar Schritten durchquert, vorbei an den wackligen Holzregalen mit den alten Kinderbüchern, der Kommode von IKEA, die sie in

einem Anfall von geistiger Umnachtung irgendwann einmal sonnenuntergangsrot gestrichen hatte, und dem Schreibtisch, auf dem ihr Vater, der mit Pausenbrotten oder der Intimsphäre seiner Tochter nie ein Problem gehabt hatte, die Post für Marie sammelte, die immer noch hierhergeschickt wurde: Briefe von der Kreissparkasse in Idar-Oberstein zum Beispiel, wo sie vor mehr als zwei Jahrzehnten ihr erstes Taschengeldkonto eröffnet hatte. Wenn sie sich nicht täuschte, hatte sie das Konto nie aufgelöst, und genau aus diesem Grund wurde ihr wohl auch immer noch Monat für Monat das KNAX-Heft zugeschickt, genau wie die Kontoauszüge. Allen Inflationsgerüchten zum Trotz hielt sich auf ihrem Sparbuch Jahr für Jahr stabil die beachtliche Summe von 117,42 Euro.

Sie machte das Fenster auf und ließ warme Nachtluft in das Zimmer strömen. Dann öffnete sie Knopf und Reißverschluss ihrer Hose, streifte sie ab und ließ sie einfach zu Boden fallen, drehte sich zur Kommode um und wühlte in der obersten Schublade nach einem Schlaf-T-Shirt, dem vom Schwarzenbruch-Lauf, bei dem sie vor ein paar Jahren einmal mitgelaufen war. Nicht weil sie eine begnadete Läuferin gewesen wäre, sondern weil ihr Vater sich erst angemeldet und unmittelbar darauf unglücklicherweise einen Bänderriss zugezogen hatte. Damals hatte er sich wohl gedacht, dass es Verschwendung wäre, wenn das Startgeld von dreißig Euro einfach so flöten ginge, und Marie kurzfristig per SMS den Termin mitgeteilt. Kommentar- und anstandslos war sie an einem Wochenende im Mai von Köln nach Idar-Oberstein gefahren und hatte sich an den Start gestellt.

Natürlich war sie allen frenetischen Anfeuerungsversuchen ihres Vaters vom Wegesrand aus zum Trotz niemals am Ziel angekommen. Genervt und frustriert, kurz vor dem

Kollaps und schwer kurzatmig war Marie irgendwann in den Wald abgebogen und hatte sich hinter einer Buche versteckt, bis alles vorbei gewesen war. Als sie schließlich die Ziellinie erreicht hatte, war ihr Vater längst verschwunden gewesen. Angesprochen hatte den Schwarzenbruch-Lauf seitdem glücklicherweise niemand mehr. Nur noch das T-Shirt war stummer Zeuge.

Marie zog vorsichtig die Zimmertür wieder auf und schlich über den Flur in Richtung Badezimmer. Sie wusste, irgendwo in einem Fach des Spiegelschranks lagerte immer noch eine alte Zahnbürste, außerdem ausrangiertes Waschzeug und ihre Bürste – alles zwar tief aus den Neunzigern, aber für heute Nacht würde es reichen. Morgen würde sie ihren Eltern dann in aller Ruhe und mit der nötigen erwachsenen Haltung erklären, dass sie für kurze Zeit hier zwischenlanden wollte – natürlich nur übergangsweise, bis sie etwas anderes gefunden hätte. Maximal für zwei Wochen. Auf gar keinen Fall länger.

Vor der Badezimmertür blieb Marie verwundert stehen. Das Mondlicht fiel durch das Fenster im Flur und erhellte den langen Gang, doch unter der Tür hindurch, die ins Badezimmer führte, fiel ein Streifen goldfarbenen Lichts auf den dunklen Teppich. Marie stutzte. Hatten ihre Eltern vergessen, das Licht im Bad zu löschen? Vermutlich – in den letzten Jahren war es gerade ihrer Mutter immer häufiger passiert, dass sie Schlüssel in Türschlössern stecken ließ, die Brille im Gefrierfach verlor oder in Pantoffeln das Haus verließ. »Ich hab halt immer so viel im Kopf«, rechtfertigte sie sich, aber Marie hatte sich nicht nur einmal gedacht, dass Älterwerden offenbar so manche Tücke mit sich brachte.

Noch während unten im Wohnzimmer die große Standuhr anschlug und Marie ungefragt mitteilte, dass es inzwi-

schen halb zwei war, schüttelte sie die Gedanken an ihre schusselige Mutter ab, drückte die Klinke zum Badezimmer hinunter und schob die Tür auf.

Auf der Toilette saß jemand. Und dieser Jemand war kein Mitglied von Maries Familie. Sie kannte niemanden, der großgeblümete Nachthemden trug, und sie hatte auch noch nie in ihrem Leben jemanden so auf der Toilette sitzen sehen: auf Zehenspitzen, die Füße fast senkrecht aufgerichtet, die Knie aneinandergedrückt, Oberschenkel zusammen, mit kerzengeradem Oberkörper und ein paar Blatt ordentlich gefalteten Klopapiers in der Hand.

»Papier ist alle«, sagte die Frau mit dem verwuschelten rotbraunen Pagenschnitt und zog ihr Nachthemd mit beiden Händen so weit wie möglich über die Knie.

»Ich geh holen«, erwiderte Marie, ohne auch nur darüber nachzudenken, machte zwei Schritte rückwärts in den Flur und zog die Tür hinter sich zu. »Entschuldigung«, raunte sie noch – dann hielt sie abrupt inne. War sie im falschen Haus gelandet? Diese Eigenheime aus den Siebzigern sahen ja irgendwie alle gleich aus. Links neben der Eingangstür das Gäste-WC, gegenüber die Garderobe, dann eine Tür, die zur Küche mit Durchreiche, Esszimmer und offenem Wohnzimmer führte. Im Obergeschoss drei Zimmer, ein großes für die Eltern, zwei kleinere für die deutschlandweit durchschnittlichen 1,38 Kinder, die in jeder gutbürgerlichen Familie zu erwarten waren, außerdem ein Bad mit zwei Waschbecken, Badewanne, Dusche und Bidet. Mit etwas Glück gab es noch einen Dachboden, den man irgendwann, wenn die Kleinen aus dem Größten raus waren, ausbauen konnte, und einen trockenen Keller, den man in einem Alter, in dem man jeder sportlichen Aktivität eigentlich längst abgeschworen hatte, zu einem Fitnessraum umfunktionieren konnte.

Aber nein. Ein Irrtum in puncto Haus war ausgeschlossen. Ihr fielen die Duplo-Klebebilder an ihrer Zimmertür wieder ein.

Doch wer war dann die Frau? Marie erschauerte, als sie unwillkürlich an ihre Ex-WG denken musste. Da hatte es ständig passieren können, dass man irgendeinen wildfremden Besuch im Bad überraschte – die Badezimmertür abzuschließen hatte bei Klara und Luke als bourgeois und Merkmal egozentrischen Rückzugsdenkens gegolten. Doch nicht bei ihren Eltern, in Langweiler, wo Zucht und Ordnung herrschten. Konnte es sich um eine vergessene Verwandte handeln? Prinzipiell war das möglich, aber unwahrscheinlich, denn seit der Sache mit dem Familiengrab – oder besser: dessen zwanzigjähriger Miete, die Tante Gudrun gern mit ihrem Bruder geteilt hätte, der jedoch seine Überreste lieber auf dem Meer verstreut wissen wollte – war zumindest der väterliche Teil der erweiterten Familie für die Schröders Luft. Erika Schröder war Einzelkind gewesen, weshalb ihr Stammbaum längst zu Brennholz hätte verarbeitet werden können – wenn da nicht noch irgendeine angebliche Cousine in Neuseeland wäre.

Nachdem die Frau auf der Toilette ein Nachthemd getragen hatte – wenn auch ein scheußliches –, konnte Marie einen Einbruch so gut wie ausschließen, und weil ihre Eltern nur Freunde vor Ort hatten und kaum jemanden von weiter weg kannten, konnte es sich wohl auch nicht um einen Übernachtungsbesuch handeln. Demnach, schlussfolgerte Marie, musste die Frau – von wegen Zucht und Ordnung, ha! – die Geliebte ihres Vaters sein. Oder ihrer Mutter. Und das wiederum war eine mehr als spannende Angelegenheit, die Marie dazu veranlasste, die Tür mit Schwung wieder aufzustoßen.

Die fremde Frau saß immer noch mit angezogenen Beinen auf der Schüssel. Wenn das die Liebhaberin meines Vaters

ist, dachte Marie mit rein akademischem Interesse, dann wäre hiermit zumindest die Theorie widerlegt, dass Männer bei ihren Affären eine bessere oder zumindest jüngere Version der eigenen Ehefrau zu finden hoffen. Stattdessen nehmen sie die alte Version mit weniger Busen und größeren Pfingstrosen auf dem Nachthemd.

»Entschuldigung, wenn ich noch einmal störe«, sagte Marie betont freundlich, »aber wie, sagten Sie gleich wieder, war Ihr Name?«

Zu Mariens Überraschung stiegen der Frau Tränen in die Augen.

»Mein Mann hat mich verlassen«, wimmerte sie, und eine Sekunde später liefen ihr die ersten Sturzbäche über die Wangen. »Ich dachte, wenn ich nur ein wenig ...«

Marie machte schnell einen Schritt ins Bad hinein und schob die Tür hinter sich zu, bevor das Gewinsel noch jemanden aufweckte. Ein gewaltiger Weinkampf schüttelte die Frau inzwischen so heftig, dass Marie die Luft anhielt.

Vielleicht war sie ja doch im falschen Haus gelandet. Vermutlich war sie einfach nicht die einzige renitente Jugendliche gewesen, die ihre Zimmertür mit Aufklebern bepflastert hatte. Oder sie war im richtigen Haus, aber ihre Eltern lebten nicht mehr hier – was zwar bemerkenswert wäre, aber immerhin erklären würde, wieso ihre Mutter in den letzten Wochen so oft versucht hatte, sie zu erreichen.

Sie kam nicht mehr dazu, diesen Gedanken weiterzuverfolgen, denn im selben Moment ging die Tür erneut auf, und Mariens Vater betrat mit nacktem Oberkörper und knappen Shorts das Bad.

Die Frau auf dem Klo verschluckte sich und hustete laut auf, und Marie wäre fast das Gleiche passiert. So an- oder, besser gesagt, ausgezogen hatte sie ihren Vater zuletzt im Bodenseurlaub 1996 gesehen.

»Was ist denn hier los?«, polterte Olaf Schröder, der seiner Meinung nach der Einzige in der Familie war, der Situationen anstandsgemäß aufzuklären vermochte. Sogar in diesem Aufzug.

»Wer ist das?«, entgegnete Marie betont ruhig und ließ sich nicht anmerken, wie sehr der Anblick des nackten väterlichen Oberkörpers sie verstörte. Und die Shorts waren wirklich mächtig knapp. Auch wenn sie zugeben musste, dass ihr Vater immer noch beeindruckend gut in Form war. Die kurzen grauen Haare standen ihm, sie ließen ihn weicher wirken – auch wenn es sich dabei um eine optische Täuschung handeln musste. »Deine Geliebte?«

»Geliebte?« Jetzt drang auch die Stimme von Maries Mutter ins Badezimmer, und gleich darauf quetschte sich der kleine, kräftige Leib von Erika Schröder in zartrosafarbenem Jersey ins Badezimmer, das für vier Erwachsene eindeutig zu eng konzipiert war, selbst wenn eine dieser Personen gerade auf der Toilette saß. »Wo ist Papas Geliebte? Ich will sie sehen.«

»Erika«, hob Olaf Schröder beschwichtigend an, doch vom stillen Örtchen her ertönte ein immer lauter werdendes Schluchzen, das ein klärendes Gespräch mehr oder minder unmöglich machte.

Marie stand wie vom Donner gerührt da, sah abwechselnd von ihren Eltern zu der fremden Frau und hätte nicht sagen können, was sie mehr verwirrte: dass ihre Eltern nun doch noch hier wohnten oder dass sie mittlerweile zu dritt waren.

»Mich würde viel mehr interessieren, was *du* hier machst«, sagte Maries Vater, der die Frage seiner Tochter entweder überhört oder ignoriert hatte oder beides, und aus seinem vorwurfsvollen Tonfall schloss Marie messerscharf, dass sie die drei wohl wirklich in flagranti bei irgendetwas erwischt

hatte, was Eltern ihrer Meinung nach für sich behalten sollten.

»Wonach sieht es denn aus?«, gab Marie zurück. »Ich besuche euch.«

Das war nicht *ganz* gelogen. Wenn man zu jemandem fuhr und ein paar Tage blieb, ohne tatsächlich dort zu wohnen, dann war das ein Besuch. Fand Marie.

»Hast du zugenommen?«, schob Erika Schröder die Frage dazwischen, die sie offensichtlich am brennendsten interessierte, und musterte Marie dabei von oben bis unten.

»Hast du keine Arbeit mehr? Bist du deswegen hier?«, legte Maries Vater sofort nach.

»Hat irgendjemand Klopapier?«, kam es von der Toilette.

Marie stemmte die Hände in die Hüften. »Ich habe *nicht* zugenommen. Und einen Job habe ich auch. Also, demnächst. Aber jetzt sag mir bitte endlich jemand, wer diese Frau auf meiner Toilette ist.«

»Auf *unserer* Toilette«, verbesserte Erika sie.

»Auf *meiner*, um genau zu sein«, ergänzte Olaf, und Marie seufzte auf.

»Ich bin Britta«, sagte die Frau auf dem Klo und strich sich verlegen das Nachthemd über den Oberschenkeln glatt. »Ich bin ebenfalls zu Besuch.« Dann fing sie wieder an zu weinen.

»Sie *wohnt* hier«, erklärte Erika über das Schluchzen hinweg.

»Kurzzeitig. Eine Notsituation«, sagte Olaf.

»Das erklärt immer noch nicht, warum du zugenommen hast.« Maries Mutter beugte sich interessiert nach vorn.

»Ich *hab* nicht zugenommen, verdammt noch mal«, stöhnte Marie, doch da hatte die Mutter ihr schon in die Hüfte gekniffen.

»Pah! Hast du wohl.«

Nur Maries gute Kinderstube und die Tatsache, dass eine Frau in einem Pfingstrosennachthemd vor ihr auf der Toilette saß, verhinderten, dass Marie der Hüfte ihrer Mutter die gleiche Behandlung angedeihen ließ.

»Du kriechst hier unter«, stellte Olaf Schröder fest.

»Ich krieche *nicht* hier unter«, entgegnete Marie und biss die Zähne zusammen. »Ich *besuche* euch.«

Sie versuchte sich an einem Lächeln, doch es wollte ihr nicht recht gelingen, das konnte sie im Spiegelschrank an der gegenüberliegenden Wand nur zu genau erkennen.

»Fragt sich nur, für wie lange«, fiel Erika ein und beugte sich verschwörerisch zu ihrem Mann hinüber. »Der Panda steht vor dem Haus und ist voll bis unters Dach. Ich hab aus dem Fenster geguckt.«

»Du hast ...«, wollte Marie schon ansetzen, wurde aber erneut unterbrochen.

»Kann ich *bitte* mehr Klopapier haben?«, fragte die Frau auf der Schüssel.

Marie trat vor ans Badezimmerregal und griff nach der dort deponierten Ersatzrolle, die sie Britta kommentarlos hinhielt. Der ganze schöne Plan mit der unauffälligen Ankunft, das Einschleichen – alles umsonst. Es stimmte, Marie hatte ihr gesamtes Hab und Gut dabei, all ihre Besitztümer. Kisten voller Unterlagen, CDs, handgeschriebener Glückwunschkarten, Ordnern mit Sozialversicherungs- und Steuer- und Studienunterlagen, ein paar Teller, Tassen und Gläser, Taschen und Tüten mit Klamotten, sogar die für den Winter, ihr Lieblingsbild von Sanne und ihr, als sie in Sannes altem Opel Astra vier Wochen lang durch Italien gefahren waren, geschlafen, gegessen und gelebt hatten, bis Sanne in Reggio Calabria Lucio kennengelernt und beschlossen hatte, mit ihm nach Sizilien zu gehen.

Warum bin ich nicht einfach bis nach Italien durchgefahren?, fragte Marie sich jetzt im Stillen.

»Hab ich's doch gewusst«, beendete Olaf die Diskussion, »du kriechst sehr wohl hier unter.« Dann machte er auf dem Absatz kehrt und verschwand aus dem Badezimmer.

In der Ecke auf dem stillen Örtchen seufzte Britta vernehmlich, und Erika beugte sich zu ihrer Tochter vor. »Mach dir nichts draus, du kennst ihn ja. Morgen früh sieht die Welt schon wieder anders aus. Schön, dass du da bist, Mäuschen! Jetzt machen wir's uns alle zusammen richtig nett. In deinem Zimmer kannst du allerdings nicht schlafen. Da wohnt jetzt Britta.«

Marie sah auf, erst in das freundliche Gesicht ihrer Mutter, dann hinüber zur Toilette, wo der Pfingstrosenalptraum zum Zeichen der Dankbarkeit die Hand erhob.

»Ihr habt ihr *mei...*«

Doch schon zum zweiten Mal an diesem Abend wurde Marie unterbrochen. »Es ist nicht mehr *dein* Zimmer.«

»Aber es steht mein Name an der Tür.«

»Da stehen auch die Namen von Gary, Howard, Jason, Mark und Robbie, und trotzdem erheben sie keine Besitzansprüche. Geh in Tinas Zimmer, Mäuschen! Gute Nacht, Kuss, Kuss!«

Die Mutter warf ihr zwei Luftküsschen zu und verließ im Rückwärtsgang das Badezimmer.

Marie stand noch einen Augenblick lang schweigend in der Tür und gratulierte sich insgeheim zu der Entscheidung, die große Offenbarung auf den morgigen Tag verschoben zu haben. Dann verließ auch sie das Bad und lief über den Flur bis zu der Tür, in die sie vor einer Ewigkeit die Namen der fünf Take-That-Mitglieder eingeritzt hatte. Das hatte Ärger gegeben, und bis heute schien die Angelegenheit brisant genug zu sein, um bei der erstbesten Gelegenheit erneut aufs

Tapet gebracht zu werden. Aber zum Glück, dachte Marie, werde ich mich mit derlei uralten Vorwürfen nicht mehr lange herumschlagen müssen. Ich bin fast dreißig, habe einen Uniabschluss und stehe auf eigenen Beinen. Wenn auch knietief im Dispo.

Sie packte die wenigen Habseligkeiten aus ihrem alten Kinderzimmer zusammen und wanderte nach nebenan ins Zimmer ihrer Schwester, legte sich in das ordentlich gemachte Bett und starrte die Leuchtsterne an der Decke an.

Zwei Wochen, dachte sie, allerhöchstens. Dann bin ich wieder weg.

2

Marie wurde wach, als ein Sonnenstrahl, der durch das Dachfenster an den Jalousien vorbei direkt ins Zimmer ihrer Schwester fiel, sie an der Nasenspitze kitzelte. Draußen zwitscherten zwei Vögel um die Wette, irgendwo in der Nähe tuckerte ein Traktor über die Straße. Durch das geöffnete Fenster drang der Geruch von Sonnenmilch, Kaffee und frisch gemähtem Gras. Es hätte herrlich und ein richtig schöner Sonntagvormittag im August sein können, hätte in just diesem Moment Erika Schröder nicht die Stimme erhoben und zu einer ihrer berühmt-berüchtigten Arien angesetzt: »FRÜÜHSTÜCK! ALLE MANN AN DEN TISCH, SONST SETZT'S WAS!!!«

Marie hatte im Studium eine ganze Menge über Rituale und Bräuche in familiären Systemen gelernt. Deshalb wusste sie genau, dass es kein Entrinnen gab, wenn die Frau des Hauses zum Essen rief, wollte man die interne Ordnung nicht vollkommen auf den Kopf stellen. Marie hatte jedes einzelne Ausrufezeichen in dem Frühstücksruf gehört, und auch die Großbuchstaben hatten ganz sicher ihr gegolten. Sie fügte sich ihrem Schicksal und schlug die Augen auf. Unweigerlich fiel ihr erster Blick auf die bei Tageslicht beinahe unsichtbaren Leuchtsterne an der Decke, die sie in der vergangenen Nacht angefunkelt hatten. Selbstverständlich hatte Tina sie nicht einfach kreuz und quer geklebt, sondern nach Vorlage der echten Milchstraße, was – das musste Marie zähneknirschend zugeben – durchaus apart aussah.

Mit einem Seufzer setzte sie sich im Bett auf und sah sich um. Was die gnädige Dunkelheit der gestrigen Nacht verborgen hatte, wurde jetzt nur allzu offenbar. Ihre Schwester war seit frühester Kindheit eine ausgemachte Pferdenärrin gewesen, und selbst das Abitur, vermeintlicher Absprung in die Erwachsenenwelt, hatte sie nicht dazu bewegen können, ihre geliebten Poster abzunehmen. Nicht dass das bei Marie anders gewesen wäre. Aber während in ihrem Zimmer immer noch ein Dutzend BRAVO-Starschnitte mit diversen Größen der Neunziger an den Wänden hing, war in Tinas Zimmer der einzig handfeste Beweis, dass sie überhaupt so etwas wie ein musikalisches Geschmacksempfinden besaß, das einsame Foto einer gecasteten Mädchenband mit aufgesetztem Lächeln zwischen ein paar kitschigen Interpretationen des Motivs »Verliebte Pferde auf Koppeln«.

Marie stemmte sich stöhnend von der Matratze hoch und schlurfte aus dem Zimmer in Richtung Bad. Dort putzte sie sich die Zähne mit der alten Zahnbürste, die sie im Spiegelschrank gefunden hatte, und bürstete sich die dunklen, glatten Haare. Sie betrachtete ihr Gesicht im Spiegel. Was noch vor ein paar Jahren als erste Ansätze von Lachfältchen um die Augen herum hatte gedeutet werden können, ging inzwischen nicht einmal mehr als Krähenfüße durch. Sie sah zerknittert aus und irgendwie auch müde. Die vergangenen Monate hatten ihre Spuren hinterlassen, und die Zukunftsorgen hatten sich in vertieften Nasolabialfalten manifestiert. Das mit der Vorzeigtochter im besten Alter, die morgens eine Pfirsichhaut und abends eine Festanstellung hatte, war schon gelaufen – dabei war sie doch gerade erst seit fünf Minuten wach.

Sie ging zurück in Tinas Zimmer und durchwühlte den Kleiderschrank ihrer Schwester, in dem sich allerdings nur Klamotten befanden, die ihr entweder nicht passten oder

die sie nie im Leben anziehen würde. Leider lag ihre gesamte Garderobe immer noch in dem kleinen Panda, der zum Bersten voll draußen vor der Haustür stand. Schweren Herzens beschloss sie, einfach das alte Schwarzenbruch-T-Shirt anzubehalten, und wankte die Treppe hinunter in die Küche.

Dort traf sie ihre Mutter, wie zu erwarten gestiefelt und gespornt, in ihrem besten Sonntagsoutfit an, das darauf schließen ließ, dass das Ehepaar Schröder zu einer Fahrrad- oder Wandertour aufzubrechen gedachte. Funktionskleidung. Immer wenn Marie in Köln in der Tchibo-Ecke im Supermarkt gelandet war, hatte sie sich gefragt, ob es ihrer Mutter eigentlich manchmal passierte, dass ihr Frauen in exakt dem gleichen Outfit begegneten. Oder ob es ihrem Vater gelegentlich widerfuhr, dass er sich im Eifer des Gefechts oder beim flüchtigen Aufsehen vom Radwanderführer einer falschen Frau in identischer Montur zuwandte und sie nach einem Schluck aus der Powerpulle bat. So nannte Mariens Vater die uralte Gatorade-Flasche, die er seit den Achtzigern an jedem halbwegs sonnigen oder nur mäßig verregneten Sonntag des Jahres befüllte, um dann seine Damen einmal mehr dazu zu nötigen, einem Familienausflug beizuwohnen. Eben jene Powerpulle befüllte Erika Schröder gerade mit einer isotonischen Plörre, die – Marie wusste es genau – nach einer merkwürdigen Mischung aus vergorener Bluna und alkoholfreiem Bier schmeckte.

»Morgen, Mäuschen«, flötete Erika Schröder gut gelaunt und fuhr dann nahtlos fort: »Aber sicher, Olaf, sie hat ein bisschen zugelegt. Besonders um die Hüften.«

Marie ging gar nicht erst darauf ein, genauso wenig wie ihr Vater, der offenbar überhaupt nicht zugegen war, was ihre Mutter aber nicht daran zu hindern schien, munter weiterzuplappern. Bedächtig ließ Marie die Luft aus den aufge-

blasenen Backen entweichen und öffnete den Hängeschrank links von der Spüle. Doch dort, wo seit Jahr und Tag ihre Lieblingstasse mit ihrem Namenszug und den ausgebleichen Diddl-Mäusen gestanden hatte, war gähnende Leere. Irritiert stellte sie sich auf die Zehenspitzen und inspizierte das Regal – doch von Diddl-Mäusen keine Spur. Notgedrungen nahm sie sich einen anderen Becher und machte sich an der Kaffeemaschine zu schaffen.

»Wie hast du geschlafen, Mäuschen?«, rief Erika Schröder gegen den Lärm an, den die Kaffeemaschine beim Zerkleinern der Bohnen veranstaltete.

Marie knurrte irgendetwas Unverständliches, und ihre Mutter machte ein zufriedenes Gesicht – offenbar hatte sie das verstanden, was sie verstehen wollte. Wie immer.

Die Maschine hatte sich inzwischen eingestimmt und spielte jetzt zum ersten angenehmen Geräusch des Tages auf, dem rasselnden Ausspucken des heiß ersehnten Zaubertranks. Marie seufzte erleichtert und schlurfte aus der Küche in Richtung Esszimmer, das an das offene Wohnzimmer grenzte, den größten Raum im Haus, und aus dem sie die Stimmen ihres Vaters und der fremden Frau vernahm.

Im Türrahmen blieb sie wie angewurzelt stehen. Vor dem ersten Kaffee des Tages gab es nicht viel, was sie tatsächlich aus der Fassung bringen konnte. Dass Britta dort auf Maries Stammplatz saß, konnte einem auf nüchternen Magen schon mal schlechte Laune bereiten. Dass sie aber obendrein einen Becher mit der Aufschrift »Marie« in Händen hielt, von der verblasste Diddl-Mäuse winkten, war wirklich grenzwertig, und die Art und Weise, wie ihr Vater den Arm um diese fremde Frau gelegt hatte und ihr zum Trost den Rücken tätschelte, versetzte Marie einen schmerzhaften Stich – und zwar ausgerechnet an der Stelle, wo ihre Schwester Tina einen regelrechten Trampelpfad auf ihrem Herzen hinterlassen hatte.

Warum fiel es ihrem Vater eigentlich bei allen so viel leichter, Fürsorglichkeit zu zeigen, als bei seiner Erstgeborenen? Warum konnte er bei Tina und sogar bei Britta den Superdaddy raushängen lassen und bei Marie bloß die nervige Version mit den ewig gleich klingenden Vorwürfen?

Unwillkürlich musste Marie an eine ihrer letzten Sitzungen bei Frau Dr. Müller-Friese denken, ihrer Psychotherapeutin aus Köln. Die hatte ihr geraten: »Schütteln Sie ab, was Sie belastet. Lassen Sie hinter sich, was Sie lähmt. Begrüßen Sie mit Euphorie das Leben und die Möglichkeiten, die es Ihnen bietet.«

»Morgen«, murkte Marie, was allerdings niemand bei Tisch zu bemerken schien. So viel dazu, Frau Dr. Müller-Friese. Ihr Vater hatte seine Aufmerksamkeit ganz und gar auf Britta gerichtet, die sich gerade vernehmlich in eine der bunten Stoffservietten schneuzte. Natürlich in die mit dem eingestickten M im spitzenbesetzten Stoffzipfel. Kurz überlegte Marie, ob sie einfach wieder in ihrem oder vielmehr in Tinas Zimmer verschwinden sollte, entschied sich dann aber dagegen. Es half ja nichts. Früher oder später musste sie mit ihren Eltern reden.

»Und da hat er gesagt, dann soll ich mir doch einfach einen Anwalt nehmen«, wimmerte Britta. Tränen strömten ihr über die Wangen und hinterließen dunkle Kleckse auf der spätsommerlichen Tischdecke.

»Du musst jetzt sehr stark sein«, sagte Maries Vater verständnisvoll und tätschelte Britta weiter den Rücken.

Das müssen wir wohl alle, dachte Marie, ließ sich auf der Eckbank nieder und starrte abwechselnd auf die Sonntagsausgabe der Nahe-Zeitung Idar-Oberstein, den Inhalt ihres Kaffeebechers und die weinende Fremde in den Armen ihres Vaters.

»Aber ich hab doch kein Geld, weil, also, ich hab doch immer bei ihm im Geschäft ...«, jammerte Britta, und

dann brach ihre Stimme unter einem neuerlichen Heulkrampf.

»Wir können dir was leihen, Britta«, sagte Olaf Schröder beruhigend.

Marie hob den Kopf. Sie wollte ihren Ohren nicht trauen. Vor ein paar Wochen hatte sie ganz vorsichtig bei ihrer Mutter angefragt, ob die Eltern ihr nicht zumindest fünfhundert Euro vorstrecken könnten. Nachdem ihr Volontariat in dem kleinen Kunstbuchverlag zu Ende und somit auch das Geld rapide zur Neige gegangen war, hätte ihr das wenigstens für einen weiteren Monat den Hals gerettet. Sie hätte in der WG bleiben können und zumindest einen Monat mehr Zeit gehabt, um einen neuen Job zu finden. Doch ihre Mutter hatte zum ersten Mal in Mariens Leben nein gesagt. Die Zeiten hätten sich geändert, waren ihre Worte gewesen, und auch die Schröders müssten die Gürtel allmählich enger schnallen. Es wären keine fünfhundert Euro da, die man mal eben so verleihen könnte. Der Wohnwagen müsste zum TÜV, die nächste Rate für Papas Gleitsichtbrille wäre fällig, aber, na ja, vielleicht könnte man ja die lang geplante Kanarenreise im Frühjahr stornieren, wenn es wirklich so dringend wäre. »Ich hab zwar fünf Jahre gebraucht, um ihn dazu zu überreden, aber dann fahren wir eben wieder mit dem Tabbert an die Müritz«, hatte Erika Schröder erklärt und schwer geseufzt, und Marie hatte sich wie ein Aasgeier gefühlt und das Thema nie wieder angesprochen.

Offensichtlich hatte ein spontaner Geldsegen die Kassen der Schröders geflutet, zumindest war für Britta genug Geld da. Genug jedenfalls, um es ihr anzubieten. Marie atmete tief durch und besann sich ihrer guten Manieren. Es hatte schließlich auch sein Gutes, dass diese fremde Frau hier war. Sie lenkte mit ihren Problemen von Mariens Dilemma ab.

Und wer wusste schon, wofür es gut war, dass Britta ihre Eltern gerade so fürsorglich und milde stimmte?

Sie gab sich einen Ruck, streckte die Hand aus und brummte in Brittas Richtung: »Unser Zusammentreffen gestern Abend war ja nicht so ... glücklich. Vielleicht fangen wir einfach noch mal von vorne an. Also, ich bin Marie.«

Britta starrte sie aus glasigen Augen an, dann zog sie die Nase hoch und nahm über den Tisch hinweg Maries Hand. »Britta«, hauchte sie. »Wie der Wasserfilter.«

Brittas Hand war warm und feucht. Von *Händedruck* konnte nicht ernsthaft die Rede sein – es kam Marie eher so vor, als hätte Britta ihr ein warmes, unpaniertes Putenschnitzel reichen wollen. Sie widerstand dem Drang, sich die Hand an der Hose abzuwischen.

Olaf Schröder segnete den Waffenstillstand mit einem wohlwollenden Kopfnicken ab.

»Also, ich habe irgendwie den Anfang deiner Geschichte nicht mitgekriegt«, fuhr Marie fort. »Wie kommt es, dass du hier bist?«

»Ts, ts, ts«, machte Olaf Schröder, dem offenbar ganz plötzlich Empathieantennen gewachsen waren. »Mal wieder ganz der Elefant im ... Na ja. Siehst du nicht, dass Britta gerade nicht in der Verfassung ist, um ...«

»Ist schon guhuhuuut«, heulte Britta auf. Wieder stiegen ihr Tränen in die Augen, und Marie befürchtete schon, eine neuerliche Jahrhundertflut stünde ihnen bevor. Doch Brittas Stimme war erstaunlich klar, als sie schließlich sagte: »Mein Mann hat eine andere.«

Kommt in den besten Familien vor, dachte Marie und ließ den Blick über die Szene vor sich schweifen.

»Also, das ist jetzt aber schon ein bisschen knapp formuliert.« Erika Schröder kam herein und stellte ein Tablett mit

vier Tellern, einem Brotkorb, diversen Marmeladengläsern, der Butterdose und einer Platte mit Aufschnitt auf den Tisch. Dann ließ sie sich auf die Bank plumpsen und fing an, das Tablet zu entladen. »Britta und Jörg sind im November seit siebzehn Jahren verheiratet. Aber vor zwei Jahren hat Jörg Britta verkündet, dass er sich in eine andere Frau verliebt hat.«

»Jutta«, zischte Britta und sah für einen Moment nicht mehr annähernd so mitleiderregend aus. Selbst Mariés Vater zuckte unter der Wucht des herausgekeiften Namens zusammen und lockerte seine Umarmung.

»Aber Britta hat sich nicht einfach so geschlagen gegeben und ist bei Jörg geblieben«, fuhr Erika fort.

»Ähm, er hat sich doch von ihr getrennt?«, hakte Marie nach.

»Na ja, das hat er nie so ausgesprochen«, verteidigte sich Britta, und Olaf Schröder nickte erneut verständnisvoll – eine Geste, die Marie zutiefst verstörte. Genau wie damals, als sie ihren Vater zum ersten Mal am Herd stehen gesehen hatte. Das hatte sich ihr genauso tief ins Gedächtnis eingebrannt wie der Kartoffelbrei, in dem Olaf Schröder gerührt hatte, in den Topfboden – denn natürlich hatte ihr Vater bei seinem einmaligen Einsatz in der Küche samt und sonders versagt. Die Szene war derart befremdlich und seltsam gewesen, dass Marie nicht hatte wegsehen können – fast wie bei einem Verkehrsunfall. Zum Glück war es danach nicht mehr allzu häufig vorgekommen, dass Olaf Schröder sich in der Küche betätigt hatte. Warum auch – er hatte schließlich Besseres zu tun. Zum Beispiel sein Bauingenieurbüro zu leiten, das im nahe gelegenen Morbach seinen Sitz hatte. Oder für seine Frau die Buchhaltung des kleinen Ladens zu erledigen, in dem sie Socken und Strumpfhosen verkaufte. Die »Laufmasche« war ein kleines Geschäft in der Innenstadt von Idar-Oberstein. Wenn es schon nicht genug Geld abwarf, um davon zu leben,

sorgte es doch zumindest dafür, dass sich Maries Mutter kein Taschengeld auszahlen lassen musste und Olaf Schröder so tun konnte, als wäre er emanzipiert.

»Dann ist Jutta bei Jörg eingezogen«, fuhr Maries Mutter fort.

Marie dachte scharf nach. »Aber da wohnte doch Britta.«

»Ganz genau«, schniefte Britta.

»Oh.«

Für einen kleinen Moment fand Marie es nicht mehr gar so schlimm, ihre Diddl-Tasse abzutreten und im Zimmer ihrer Schwester übernachten zu müssen. Sie verspürte – das musste sie etwas beschämt feststellen – sogar ein kleines bisschen Dankbarkeit, dass es jemanden gab, der noch elender dran zu sein schien als sie selbst. Vielleicht war Brittass Jammerklage ja so laut, dass sie Maries eigene Hiobsbotschaften übertönen würde?

»Und weil Jutta neuerdings bei Jörg wohnt, bist du jetzt hier eingezogen?«, fragte Marie teilnahmsvoll.

»Nein. Jutta ist schon letztes Jahr eingezogen.«

»Letztes Jahr? Dann hast du ja ... *wie lange* mit deinem Mann und seiner neuen Freundin unter einem Dach gelebt?« Marie nahm sich eine Scheibe Brot und beschmierte sie mit Butter.

»Fünfzehn Monate«, schluchzte Britta.

»Polyamore Liebe«, seufzte Marie.

»Was?« Ihr Vater sah auf, und in seinem Blick schien die Skepsis der ganzen Welt zu liegen. »Was ist das denn jetzt wieder? Hast du das aus deinem Studium? Kein Wunder, dass es mit der Wirtschaft bergab geht, wenn die sogenannte intellektuelle Elite ...«

»Ach, vergiss es«, fiel Marie ihm ins Wort und wandte sich wieder Britta zu. »Aber warum hast du das denn so lange mit dir machen lassen?«

Sie war, gelinde gesagt, schockiert. Kurz vor ihrem Auszug aus der WG hatte es eine Zeit gegeben, in der sie sich das Zimmer mit ihrem Ex-Freund hatte teilen müssen. Na ja, erst war er noch ihr Freund gewesen, jedenfalls einigermaßen. Er war erst zum Ex geworden, nachdem er Marie offenbart hatte, dass er gerne mit mehr Partnern – bevorzugt ihren Mitbewohnern – verkehren wollte. Im wortwörtlichen Sinne, wie sich herausgestellt hatte. Selbst die wenigen Wochen, in denen sie sich mit Bernd das Zimmer hatte teilen müssen, weil sie auf die Schnelle nichts Neues gefunden hatte und Bernd, Luke und Klara mit dem Arrangement so unglücklich ja nicht gewesen waren, hatten Marie gereicht, um sie davon zu überzeugen, dass es sich für keinen Mann der Welt lohnte, sich derart unter Wert zu verkaufen. Gut, sie hatte ein paar Tage gebraucht, bis der Samen der Erkenntnis zu voller Blüte herangereift war, aber dann hatte sie nicht lang gezögert und war gegangen. Warum eigentlich so spät?, fragte sie sich jetzt. Immerhin keine fünfzehn Monate. Aber warum hatte sie sich das alles überhaupt so lange bieten lassen und Bernd, die WG und Köln nicht schon viel früher verlassen?

»Weil ich ihn liebe«, donnerte Britta nun und riss Marie aus den Gedanken über den Ex, die Kombucha-Kultur auf dem Fensterbrett in der versifften WG-Küche und all das, was ihre Eltern ihr ganz sicher an den Kopf werfen würden, wenn sie wüssten, wie billig sich ihre Tochter hatte verschachern lassen.

»Liebe – Präsens? Du liebst ihn immer noch?«

»Natürlich!« Brittas Gesicht war mittlerweile vor Wut und Verzweiflung ganz verzerrt, und Marie musste sich eingestehen, dass diese Frau in ihrer derzeitigen Gemütslage nicht mehr annähernd so harmlos aussah, wie es die applizierten kleinen, grinsenden Eichhörnchen auf dem gelb-weiß gestreiften T-Shirt vermuten ließen.